

Eine Insel der Hoffnungslosigkeit

Von Patrick Hemminger

Wilson weint. Auch den Menschen, die um ihn herum auf dem Boden sitzen, laufen Tränen über die Wangen, während sie ihr Lied für die Seele eines toten Kindes singen. Keine fünfzig Meter entfernt wummern Autos über eine Hauptverkehrsstraße. Doch als die Menschen zu singen beginnen, scheint der Lärm zu verstummen. Voll Trauer heben sich ihre Stimmen in den Abendhimmel. Drei Jahre alt war der Junge, der in der vergangenen Nacht gestorben ist.

Wilson ist einer von rund dreitausend Sudanesen, die seit fast drei Monaten mitten in Kairo auf einer Verkehrsinsel leben, vielleicht so groß wie ein viertel Fußballfeld. Sie ist umstellt von Soldaten und Polizisten. In der Nähe ist das Büro des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen (UNHCR) und gegen dieses protestieren die Flüchtlinge. Sie sollen abgeschoben werden in ihre Heimat die keine mehr ist. Denn noch immer ist der Sudan von so etwas wie Frieden weit entfernt. Noch immer kämpfen Rebellen gegen Regierungstruppen, die Afrikanische Union ist machtlos, die Vereinten Nationen sehen zu, weil die Vetomächte Russland und China sich gegen Maßnahmen wehren.

„Ich kann nicht zurück“, sagt Wilson, der seit fünf Jahren in Ägypten lebt. Vor kurzem ist er einunddreißig Jahre alt geworden. „Wer zurückgeht, muss damit rechnen, verfolgt und umgebracht zu werden.“ Er und die anderen Sudanesen auf der Verkehrsinsel fühlen sich allein gelassen von allen. „Wir sind Menschen wie jeder andere auch. Aber wo sind unsere Menschenrechte? Niemand hilft uns. Keine Regierung, keine Medien, nicht das UNHCR“, sagt Wilson.

So lebt hier jeder von wenigen Cent am Tag. Das reicht für eine halbe Flasche Wasser und einige Bissen Brot. Bis vor kurzem durften sie sich in einer nahegelegenen Moschee und in einer Kirche waschen. „Das haben sie uns verboten“, sagt Wilson. Statt auf die Toilette müssen sie nun an den Rinnstein. Viele Flüchtlinge haben gelbe Augen von der Hepatitis, aber für Medizin ist kein Geld da. Fünf Babys sind in den letzten Wochen hier auf die Welt gekommen. Eins von ihnen ist Wilsons fünftes Kind, ein Mädchen. Er gab ihr den Namen „Pleasant“ – Freude. Drei andere Neugeborene haben ihre ersten Tage nicht überlebt, acht alte Menschen sind gestorben.

Wilsons Flucht und seine Suche nach einer neuen Heimat begann vor mehr als fünf Jahren, auf einem Ölfeld im Süden des Sudan, wo er arbeitete. Nachts überfielen Rebellen das Camp der Arbeiter und erschossen einige von ihnen. Wilson wurde eingesperrt. Weil er überlebt hatte, hielt die Polizei ihn für einen Spion der Rebellen. Fünfzig Männer vegetierten fast ohne Wasser und Essen in einer Zelle die so eng war, dass alle stehen mussten. Nach zwei Wochen ließen die Wärter Wilson gehen. Er stahl seinen eigenen Pass, den sie ihm nicht wiedergeben wollten und floh. „Mike, ein Kanadier, der bei der gleichen Ölgesellschaft arbeitete wie ich, gab mir Geld und besorgte ein Visum“, sagt er.

Wilson war 25 Jahre alt, als er in den Zug stieg, der ihn aus seinem alten Leben wegbringen würde. Er hatte niemandem erzählt, dass er gehen würde. Nicht seiner Frau und nicht seinem Vater. „Niemand wusste wo ich bin. So habe ich keinen aus meiner Familie in Gefahr gebracht. Ich war ja einfach verschwunden“, sagt er. Nahe der Ägyptischen Grenze ging er an Bord eines Schiffes, das ihn nach Assuan brachte, einer kleinen Stadt am Oberlauf des Nils in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ägypten. Von dort fuhr er mit dem Zug weiter bis nach Kairo. In der Hauptstadt des Landes war es leicht, unterzutauchen. Jahrelang fiel er nicht auf. Ein Schwarzer zählt nicht viel in dieser Stadt. Wilson schlug sich als Putzkraft durch. Eines Tages wurde doch ein Polizist auf ihn aufmerksam und da er keine Arbeiterlaubnis hatte, landete er wieder für ein paar Tage im Gefängnis.

Drei Jahre lebte und arbeitete er mal hier, mal dort. Drei Jahre lang wusste er nichts von seiner Familie, nicht einmal, ob sie noch am Leben war. Bis eines Tages ein Freund zu ihm kam und sagte: „Ich habe am Bahnhof eine Frau gesehen, die sieht aus wie deine.“ Wilson hetzte zum Bahnhof. Und traf dort tatsächlich seine Frau und seine Kinder wieder.

Nun lebt er mit ihr und den fünf Kindern auf der Verkehrsinsel. Ob seine Eltern noch leben, weiß er nicht. „Ich habe keine Hoffnung, sie jemals wiederzusehen“, sagt er leise. So etwas wie Hoffnung gibt es hier ohnehin kaum und der Tod des kleinen Jungen in der vergangenen Nacht lässt das Verdrängen nicht zu.

Das Lied ist zu Ende und ein Priester spricht einige Worte. Seine Stimme zittert, ebenso seine Hände. Als er endet, kniet er nieder, wischt sich über die Augen. Es ist still, nur vereinzelt schluchzt jemand. Die Sonne schiebt sich hinter einem der Hochhäuser hervor und scheint auf den Park. Die Tränen auf den Gesichtern beginnen zu glitzern. Plötzlich lacht ein Kind. Die Menschen fassen sich für ein Gebet an den Händen. Dann stehen sie auf, lächeln, wünschen einander Gottes Segen.

Auch Wilsons Tränen sind getrocknet. Für diesmal. Hast du einen Traum, Wilson? „Einen Traum? Nein. Alles liegt in Gottes Hand. Wir bleiben hier bis unser Problem gelöst ist oder wir sterben.“ Einige Tage später stürmen 4000 ägyptische Polizisten die Verkehrsinsel, mitten in der Nacht. Wasserwerfer, Schlagstöcke, es fließt Blut, gibt Tote und Verletzte. Die Sudanesen werden in Bussen weggebracht. Wohin weiß hier niemand oder will niemand sagen.

Am nächsten Morgen sind überall auf dem Platz Spuren des Kampfes. Der Boden ist aufgeweicht, in Pfützen liegen Dinge die niemand freiwillig zurücklässt – Photoalben, Dokumente, Pässe. Am Nachmittag haben Müllmänner aufgeräumt, das Wasser ist getrocknet. Keine fünfzig Meter entfernt wummern Autos über eine Hauptverkehrsstraße.